



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz und Verwaltung

Das Erbrecht des Reiches und die Stadt Berlin. Nach dem noch in Kraft stehenden Abkommen des Kurfürsten Joachim des Ersten mit der Stadt Berlin vom 27. Dezember 1508 sollen herrenlose Nachlässe an die Stadtgemeinde fallen, mit Ausnahme der Nachlässe von fremden Personen, die dem Staatsfiskus verbleiben. Die Einnahmen der Stadt Berlin aus diesem Privileg belaufen sich auf 7800 Mark jährlich im Durchschnitt, wie der Magistrat von Berlin in einer Eingabe an den Reichstag dargelegt hat. Deswegen protestierte der Magistrat zwar nicht gegen die Regierungsvorlage über das Erbrecht des Staates, wie einige Blätter meldeten, wohl aber gegen eine Aufhebung des privilegierten städtischen Erbrechts ohne Entschädigung. Er bezeichnete es als angemessen, wenn eine Entschädigung zugunsten der Hauptstadt in Höhe des Aufkommens der letzten fünf- undzwanzig Jahre mit insgesamt 183460 Mark festgesetzt werde. Angesichts der ursprünglichen Vorlage war der Wunsch vielleicht berechtigt. Nach dem Beschluß der Budgetkommission vom 12. Juni 1913 aber sollen 10 Prozent vom Reinertrage der Reform den Gemeinden zufallen. Damit erhalten diese, namentlich die Stadtgemeinde Berlin, ganz bedeutende Vorteile aus der bevorstehenden Regelung des Erbrechts. Denn nach der amtlichen Berechnung, die dem Gesetzentwurf beigegeben ist, hat man den Reinertrag auf

20 650 000 Mark jährlich anzunehmen. Überweist man den zehnten Teil davon, mit 2 065 000 Mark, den Gemeinden, so entfallen auf die Stadt Berlin mehr als 66 000 Mark jährlich, wenn man nur die Einwohnerzahl (2 Millionen gegenüber 65 Millionen) zugrunde legt, ohne Rücksicht auf den Reichtum, der gerade in der Hauptstadt zusammenströmt. Berlin hat der Reform des Erbrechts somit eine jährliche Mehreinnahme zu verdanken, die nahezu zehnmal so groß ist, als der Ertrag aus dem kurfürstlichen Privilegium. Berlin kann also sehr zufrieden sein. Das Deutsche Reich von 1913 ist viel freigebiger gegen seine Hauptstadt, als das Kurfürstentum Brandenburg im Jahre 1508, — obwohl das eine so wenig zu verschenten hat, wie das andere. B.

Schöne Literatur

Neue Lyrik. Ein reifes, festliches Buch ist „Das Tagebuch“ von Leo Greiner (Verlag Georg Müller, München). Herbstliche Kühle durchzittert diese Gedichte; schon fällt der Nebel, die Blätter lösen sich leise, und der einsame Wanderer schreitet gelassen durch das Feld, durch den schwarzen Wald und sinnt und sinnt . . . Und während ich bei stiller Lektüre immer dieses Bild vor Augen sah, fand ich ein Gedicht von Lenau. Der Vergleich mit diesem melancholischen Poeten liegt nahe. Greiners Verse sind klarer, gebändigter, in gewissem Sinne unpersönlicher. Der Blick

ins Weite ist offener, heller, wengleich natürlich das unmittelbare Individuelle, See- lische weniger ans Herz greift, wie bei Lenau. Oft ist es, als ob Greiner nicht Raum fände für seine tiefsten Empfindungen, als ob er sich nicht genügend ausbreiten könnte. Die heiße Sehnsucht läßt sich nur mühsam in die Form einpassen. Wo eine reiflose Gestaltung gelungen ist — und die meisten Verse sind in sich geschlossen und vollkommen! — da erstaunt man dankbar und freudig. Ein Gedicht wie „Leben“, das ich für das bedeutendste des wertvollen Buches halte, kann nur von einem echten Künstler geschrieben werden:

Und immer fremder sind mir Tag und
Räume . . .

Was weht um mich? Man sagt: ein
Menschenwort.

Was rauscht um mich? Man sagt: die
alten Bäume,

Die rauschen noch aus deiner Kindheit
fort.

Und Gärten stehn im abendlichen Land,
ihr Schatten grüßt mich kühl und alt-
bekannt.

Ich aber wandre dunkel fort im Innern
ein uraltes Schattenbild, das leise weint.
Die nenn' ich Mutter, diesen nenn' ich
Freund

und lächle tief und kann mich nicht er-
innern.

Weich und blaß sind die Verse, welche Ernst Lothar in zwei Bänden gesammelt hat: „Der ruhige Hain“ (R. Piper, München; br. 2 M., geb. 3 M.) und „Die Raft“ (ebenda, derselbe Preis). Sie gleichen den frühen Blüten, die ein Windstoß leicht von den Zweigen wirbelt. Worte und Reime sind fein und sorgsam gefügt; man fühlt die glatte, lebensscheue Art mancher anderen österreichischen Lyriker. Oft meint man, diese Gedichte seien nur aus der edlen Freude an der Literatur entstanden, aber nicht aus innerstem Wollen und Drängen. Unstreitig haben wir in Lothar einen Begabten, ein Talent; aber damit ist heute wenig gesagt. Sie und da empfindet man fremde Anklänge, an Conrad Ferdinand Meyer („Alte Zeit“), an Eichendorff („In der Fremde“) oder Theodor Storm („Heimgekehrt“ 1); einmal wird sogar der Vergleich zwischen Fluß

und Silberband wieder hervorgehoben. Das zweite, schmälere Heft ist mir lieber, hier merke ich mehr selbstbewußte Ruhe. Aber das Persönliche vermisse ich hier gleichfalls. Die Zukunft muß dartun, ob Lothar sich emporringt; es ist nicht schwer, in angenehmer Stille die blinkenden Wellen am Strande zu durchplätschern; erst dann kann man seine Kräfte prüfen und schwellen, wenn man durch hohe, empörte Wogen rudern muß.

Dies gilt in gewissem Sinne auch von den folgenden beiden Heften. „Gestalten und Stunden“ nennt Wilhelm Walther seine Gedichte (Fritz Eckardt, Leipzig; br. 3 M., geb. 4 M.). Der Verleger weist in seiner Begleitnotiz selbst auf Rainer Maria Rilke hin, und die Abhängigkeit ist in der Tat sogleich ersichtlich. Aber was bei Rilke höchste Steigerung, persönliche Kraft bedeutet, ist bei Walther noch Tasten und Suchen. Auch hier muß man von Talent reden, aber dieses Wort ist fast ein Fluch. Man begehrt eben mehr! Es sollen durchaus nicht Kraft und Freude als allgemeines Postulat, als Imperativ aufgestellt werden; aber das beständige Wiegen schöngeformter, erlesener Worte, die im Grunde weder Anschauung, noch Tiefen erschließen, ermüdet so rasch und macht mißmutig. Es muß heute alles möglichst dekorativ sein, dann vermag es leicht die literaturfreundige Menge zu gewinnen, die in geschmeidigen Sätzen von Verfeinerung und Versonnenheit orakelt, wo nur Schwachheit redet, aber das Echte, wahrhaft Persönliche damit herabsetzt. Die Worte sind heute so reich, es gibt so viele feine Artisten, daß man leicht den Mangel an eigener Schöpferart damit verhüllen kann. Und diejenigen, die in heißer Mühe streben, den adäquaten Ausdruck ihrer tiefsten Empfindungen zu geben, die langsam und treu arbeiten, werden übersehen (es brauchen nicht immer Große zu sein, auch unter den minder Genannten finden sich viele, die vergeblich gegen die gepriesene Mittelmäßigkeit um Anerkennung ringen), während geschickte Wortakrobaten eifrig bestaunt werden. — Immerhin bin ich der Überzeugung, daß Poeten wie Wilhelm Walther es mit sich selbst ehrlich meinen; nur habe ich oft das Gefühl, als könnte manche Zeile auch anders sein, ohne die Gedichte irgendwie zu zerstören; es mangelt

mir das Zwingende, Selbstverständliche, Bewußt-Unbewußte; die Berechnung überwiegt.

Hugo Salus verwahrt sich im Vorwort zu seinem „Glockenklang“ (Albert Langen, München; br. 2 M., geb. 3 M.) dagegen, daß seine Bücher beständig als „liebenswert“ im abgebrauchten Sinne bezeichnet würden. Es ist das erste Buch des Prager Dichters, das ich kennen lernte, aber einen kräftigen Widerhall vermochte es in mir nicht zu erwecken. Trotzdem sind mir diese schlichten Verse sympathischer als das Wortgepränge der beiden vorangehenden Autoren; sie sind ohne Nebenabsichten, wahr und freundlich. Lieder und Betrachtungen wechseln ab und geben dem Buche in ihrer ungesuchten Klarheit etwas Freundliches, Treuerherziges. Vielleicht wäre es gut, wenn Hugo Salus noch sorgfamer auswählte; manche Gedichte dünken mich ein wenig nebenächlich, altgewohnt. Aber die schöne Natürlichkeit, die sich überall dartut, erhebt dennoch dieses Versteht über viele anderen, die sich durch leere Aufgeschwollenheit spreizen. Hier eine Probe:

Helles Zimmer

Das Zimmer flimmert hell im Sonnen-
schein:

Und Gläser, Rahmen, Klinen, Lampen,
Spangen,

Ein jedes hat sein Sönnlein eingefangen
Und prahlt mit seinem Licht ins Licht
hinein.

Es ist, als könnte keines Alltags Hand
Den Schimmer dieser Dinge jemals
stören,

Die doch, ganz irdisch, ihm allein ge-
hören,

Als wären Nacht und Dunkel weit ge-
bannt.

Doch alles Licht ist durch den Schein
besiegt,

Der sich um einen weißen Korb ver-
sammelt,

Drin seine Daseinslust ein Säugling
stammelt,

Und drauf der Morgenglanz der Zukunft
liegt . . .

Mit zwiespältigen Empfindungen las ich die „Lieder an ein Mädchen“ von Hans Heinrich Ehrler (Albert Langen, München; br. 1,50 M., geb. 2,50 M.). Es scheint mir außer Zweifel, daß diese kleinen Gedichte — viele umfassen nur vier Zeilen — wirklich erlebt und gefühlt sind. Doch dieser erfreuliche Vorzug erleidet erhebliche Einbuße durch die Mangelhaftigkeit der inneren Form. Die Verse sind improvisiert oder sollen doch diesen Eindruck erwecken. Aber Ehrler vergißt, daß eben hierbei feinste Kunstübung formen muß; der Gedanke an eine Unbeholfenheit zerstört gerade bei so leichten Liedern die gewollte Wirkung mit plötzlicher Rauheit. So empfinde ich Verse, wie:

Ich hab wohl lange dich gekannt.

Und ehe ich dich sah

Warst oft an meiner Träume Strand

Du mir so nah . . .

einfach als ungeschickt. Andererseits duftet viel Frühling aus diesen Blättern, manches liebe-liche Bild entzückt den Leser und lockt ihn in glückliche Einsamkeit. Das Ungefundene, Ursprüngliche gibt dem Buche seinen Wert, wenn gleich nicht verkannt sein soll, daß manche Verse inhaltlich recht nebenächlich und unwichtig anmuten. Das persönliche Erlebnis ist nicht immer auf die Höhe des Allgemeinempfindens emporgehoben, die ja der Lyrik erst Bestimmung und Dauer verleiht.

Kräftiger, kantiger zeigt sich Bruno Frank. Seinem Buche „Im Schatten der Dinge“ (Albert Langen, München) kommt man nur langsam näher. Aber dann erkennt man seinen Wert um so deutlicher. Eine angenehme Realität lebt in diesen Gedichten; sie verlieren sich nicht in Dämmer und Ferne, sondern zeugen von Besonnenheit und klarem, festem Blicke. In sich gefehrt, betrachtet Bruno Frank die Erscheinungen der Umwelt und sucht sie in seiner etwas spröden Art zu deuten und als Symbole darzustellen. Nicht immer ist ihm eine reine Zusammenfassung geglückt; oft verstimmt noch ein Erdenrest, peinlich zu tragen, eine nüchterne, verlegene Wendung. Aber der letzte Eindruck bleibt doch ein guter, vertrauender. Ich möchte zwei kurze Gedichte als Beweise anführen.

Der Dichter sagt:

Der Lortweg bin ich nur, und schmucklos
ist mein Bogen.
Allein es ist in königlichem Zug
Die ganze Welt durch mich hindurch-
gezogen.
Und ich war hoch genug.

* * *

Winterstille

Das Schneeland will und duldet keinen
Klang.
Kein Schweigen ist der Erde tief genug,
Sie schützt sich ihren Schlummer monde-
lang,
Ihr großes Kräftesammeln für den Pflug.
Hundegebell und Schuß und Männerwort
Und jeder Laut hat kurzen trägen Flug . . .
So tragen, wie der große Vogel dort,
Den kaum zum nächsten Baum der Fittig
trug.

Nicht weniger wie 5 Bücher von Christian Morgenstern liegen mir vor, davon 3 humoristische. Von den anderen beiden hat die „Einfuhr“ den stärkeren Nachklang wachgerufen (M. Piper u. Co., München; br. 2,50 M., geb. 3,50 M.). Morgensterns Art ist etwas spröde, aber es gelingen ihm auch weiche, zarte Lieder. Doch fast überall fand ich eine Zeile, ein Wort, das ich gern vermißt hätte, das ich fördern wollte. Es dünkt mich, daß der Dichter nicht immer sorgsam genug gewählt und gefeilt hat, daß er sich oft nur mit dem ungefähren Eindruck genügen ließ. Und dennoch fesselt er uns, lockt uns gütig ans Gestade seiner Träume, und wir lassen uns gern hinübergeleiten. Ein pantheistisches andächtiges Schauen befeelt die Verse, die sich am Ende des Buches, in dem Christus-Zyklus, zu religiöser Ergriffenheit erheben. Zu den ausgeglichenssten, feinsten Gedichten rechne ich „Mittag“, „Abendweise“, „Wiesenbach“, „Wolkenbaum“, „Februarvormorgen“, „Vorfrühling“, „Einem Berge“. Als ein Bekennnis zitiere ich den zweiten der „Briefe“:

Oh, ich weiß wohl, was noch fehlt.
Doch, o glaubt, der Tag wird kommen,
Wo mir gleich den frömmsten Frommen
Jede Silbe sich befeelt!

Wo die Härte und die Kühle
So in Wärme schmilzt und taut,
Daß ihr fühlt, was ich geschaut,
Nicht nur schauet, was ich fühle.

Minder befriedigte mich „Auf vielen Wegen“ (ebenda, derselbe Preis); namentlich die freien Rhythmen erscheinen mir oft allzu lose gebildet, nicht aus innerster Notwendigkeit. Die ruhigen Lieder muteten mich auch hier am reinsten an. Das Fragmentarische gibt dem Buche etwas Unstetes, Unfreies. Hier tritt das Herbe und Schwerblütige, das Morgenstern charakterisiert, besonders stark hervor.

Von den humoristischen Heften sei Horatius travestitus (derselbe Verlag; br. 2 M., geb. 3 M.) als ein launiger, wenn auch literarisch nicht gerade wertvoller Studentenscherz nur kurz erwähnt. Weit origineller und geistreicher erweisen sich die beiden anderen, „Palmström“ und „Galgenlieder“ (beide Bücher bei Bruno Cassirer, Berlin). Es wird viele geben, die vor diesen krausen, wunderlichen Versen völlig ratlos sind, die unwillig über den „Unsinn“ sich abwenden. Nun stehen allerdings einige Stücke darunter, die harter Art sind, die jeder Vernünftigkeit entbehren. Um so leichter findet man aber die Gedichte heraus, in denen ein psychologisches Problem, irgendeine tiefe Wahrheit verborgen liegt. Denn im Grunde ist hier mehr als bloßer Witz; man muß nur nicht an der Oberfläche haften bleiben. Keineswegs sind alle Gedichte gleich gut, manche erscheinen mir etwas platt und reizlos, der Witz artet dann in Witzeln aus. Aber die besten Verse gewähren doch eine eigene Freude und können manche dunkle Stunde erhellen. Ich will eins der einfacheren Galgenlieder als Probe herausgreifen:

Geiß und Schleiche

Die Schleiche singt ihr Nachtgebet,
die Waldgeiß staunend vor ihr steht.

Die Waldgeiß schüttelt ihren Bart,
wie ein Magister hochgelahrt.

Sie weiß nicht was die Schleiche singt,
sie hört nur, daß es lieblich klingt.

Die Schleiche fällt in Schlaf alsbald,
Die Geiß geht sinnend durch den Wald.

In drangvoll erregte, ringende und sieghafte Zeit führt Ernst Rissauer in seinem Cyclus „1813“ (Eugen Diederichs, Jena; br. 1,50 M., geb. 2,50 M.). Über den Dichter konnte ich in einem früheren Berichte meine Anerkennung äußern; dieses neue Buch veranlaßt mich zu einer Einschränkung meines Lobes. Es ist stets eine Gefahr, nach vorgefaster Absicht zu dichten. Rissauer wollte den Befreiungskrieg lyrisch darstellen und durchdringen; dieses hohe Ziel ist gewiß eines reichen und starken Dichters würdig. Er wollte wie Hölder in seinem Bilde, das dem Buche als schöner Schmuck beigegeben wurde, eine gewisse monumentale Größe erreichen, die für die Historie unerläßlich ist. Rissauer kennt das strenge Glück des Schaffenden, er weiß seiner Begabung das Außerste abzurufen. Ein Fehler freilich zeigt klar, wo ihm die Grenzen gezogen sind: er wird häufig zu weitschweifig, zu wortreich. Schon in seinen ersten Büchern zeigte es sich, daß seiner Art das Knappe, Schlagende, Aphoristische gemäß ist. Hier wußte er überraschende Kostbarkeiten zu geben. In dem würdigen Bestreben, über diese Kürze hinauszugelangen, seine Kunst in die Weiten zu erheben, verfällt er leicht ins Gegenteil: er hauscht einen Eindruck, eine Idee, die in acht oder zehn Zeilen völlig erschöpft wäre, zu einem langen Gedichte auf und verwirrt durch die Fülle des Dargestellten. Er gibt zu viel Schilderung, zu wenig Anschauung. So glaube ich, daß „die Erscheinung der Vögel“ fast auf die Hälfte hätte zusammengestrichen werden können. Ich empfinde es als ein Zuviel, als bloße Aufzählung, wenn es in der „Landsturmsage“ lautet:

Kündet von selbst das Kommen der Feinde,
 Klöppel und Glocken!
 Spinnet hanfene Schlingen, ihr Räder
 und Rocken!
 Langt nach Versprengten hemmend, ihr
 Waldgeäste!
 Zieht die Verirrten in sinkenden Tod,
 Sümpfe ihr und Moräste!
 Ströme, erdroffelt die Schwimmer, bedeckt
 die Pfade mit Schlamm!
 Fangt sie, Gebirge, in Schlucht und
 Kamm!

An den Hängen vergifte dich, traubiger
 Wein!

Zerstöre stürzend den Marsch, wegüber-
 hangend Gestein!

So erscheinen mir denn die kurzen Gedichte, besonders die Silhouetten, die besten Stücke dieses fesselnden Buches zu sein, das jedenfalls in seinem Ernst und seinem ehrlichen Wollen Achtung abnötigt und von Rissauer noch viel Gutes verheißt.

Ziemlich ratlos — ich bekenne es ehrlich — findet mich „Der Jüngling“ von Walter Hasenclever (Kurt Wolff, Leipzig; br. 2 M., geb. 3,50 M.). Anfangs legte ich die Gedichte verlegen aus der Hand in der Annahme, daß ich nicht die rechte Stunde zu ihrer Lektüre gewählt hätte. Aber je öfter ich mich hinein vertiefte, je mehr sah ich ein, daß es mir unmöglich sein würde, den Weg zu ihnen zu finden. Dieses wirre, unklare Buch ist mir undeutbar. Ein Gedicht beginnt irgendwo und endet irgendwo, — einen inneren Zusammenhang vermochte ich nicht herauszufühlen. Manchmal verstand ich trotz redlichster Bemühung den Sinn der einzelnen Verse überhaupt nicht. „Ich schreibe ein Gedicht. Wo werd ich landen?“ — Hasenclever weiß es selbst nicht. Hoffen wir, daß ein anderer Vers Erfüllung finden möge: „Und was einst Chaos war, wird Harmonie!“

Erdhast, kräftig ringend tritt Paul Zech mit seinem „Schollenbruch“ hervor. (A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.) Eine verhaltene Leidenschaft schuf diese klaren, bildhaften Strophen, in denen schon viel Eigenes hervorleuchtet. Nicht immer ist die „Fülle und Ganzheit der Stimmung“, die Otto Ludwig fordert, völlig gelungen; aber man erkennt mit Freuden, daß hier eine echte Begabung ihren Anfang nimmt, daß eine Persönlichkeit sich ausspricht. Mit hellen, zuversichtlichen Augen blickt der Dichter in die Wunder der Natur, mit Inbrunst lauscht er in ihr Wachsen, Weben und Vergehen.

Mein Dörfchen ist in abendlicher Lust
 Dem braunen Hügel an die Brust ge-
 sunken . . .

Und manchmal stolpert aus dem Garten-
 gang

Der Wind wie einer, der süßen Weines
 trunken.

Strenger und tiefer noch erscheint Zech in dem Heftchen „Das schwarze Mevier“ (ebenda, 50 Pf.). Das Mitleid mit den Gedrückten, den Fronenden redet aus diesen herben, ernstesten Sonetten. Das Leben der Kohlenarbeiter hat der Dichter wohl aus eigener Anschauung kennen gelernt, und er zeichnet es fest und hart, einem Meunier vergleichbar. Diese Bilder packen und ergreifen und geben dem Namen des Dichters einen dauernden Klang.

Kleine Katastrophe

Zwölf Männer wurden vom Gestein erschlagen!

Zwölf Tote hat die Erde ausgepüht;
Der Steiger hat's bewegt hinausgeschrien
und ließ die Leichen in das Schauhaus tragen.

Zerstückt und schwarz verbrannt und rot
zerschunden,
so lagen sie in Reih und Glied;
wer in der Früh noch sang ein Morgenlied,
verblutete aus unverbundenen Wunden.

Da schwägten sich des Aufruhrs blinde
Boten
ins Dorf hinunter und von Haus zu Haus
und trieben die erschrocknen Frauen
hinaus;

die stürmten das vergitterte Portal
des Beingebäudes in verbissener Qual
und schlugen sich verzweifelt um die Toten.

Zum Schluß will ich noch kurz einige Bücher nennen, die ich nicht völlig ausscheiden kann, die mir aber einer genaueren Würdigung nicht zu bedürfen scheinen. Ein paar feine Zeilen fand ich in den „Versen“ von Karl Lange (Xenien-Verlag, Leipzig), auch in Georg J. Plotkes „Hell dunklen Jahren“ (Josef Singer, Straßburg i. G., 3 M.); vielleicht begegne ich den beiden Dichtern später nochmals und kann reifere Gaben von ihnen anzeigen. Die Balladen und Lieder „Lebenshöhen“ von Alice Freiin von Gaudy (G. Wigand, Leipzig; br. 2,50 M., geb. 3 M.) haben meine Erwartungen enttäuscht; die Lyrik entbehrt des eigenen Tones, und den Balladen mangelt das Feste, Knappe, Kräftige. Auch der Sonettenkranz „Michelangelo“ von Wolf Heinrich von der Muelbe (Ludwig

Ey, Hannover), der von würdigem Streben zeugt, vermag sein Dasein nicht zu rechtfertigen; an einer Riesengestalt wie Michelangelo versagt das dichterische Deuten nur zu leicht.

Ob wirklich die „Gedichte“ des alten Heinrich von Keder (Die Lese, München) einer Auferstehung entgegensehen, erscheint mir zweifelhaft. Aber an seinen kernigen, schroffen Landstrecktliedern erfreut man sich noch gerne, und sein kräftiger Humor entlockt uns schmunzelnden Beifall. Im rein Lyrischen, Liedhaften freilich vermißt man oft den leisen, sehnsüchtigen Hauch; man hat häufig die peinliche Empfindung, gutgemeinter Hauspoesie in das gerunzelte Angeischt zu sehen.

Hermann Hesse gab unter dem Titel „Der Zauberbrunnen“ (Gustav Kiepenheuer, Weimar, 1,50 M.) eine Anthologie romantischer Lyrik von Novalis bis Mörike heraus. Das schmucke Büchlein, in welchem ich übrigens Hölderlin sehr vermisse, sei bestens empfohlen. Vielleicht beschert man uns auch einmal eine Auswahl aus dem engeren Kreise der romantischen Liederfänger; hier liegt noch manche duftende, schimmernde Blüte in ungebührlicher Vergeffenheit. Jedenfalls aber hat Hesse mit Umsicht und seinem Gefühl die Sammlung zusammengestellt, wie es wohl nicht anders zu erwarten war.

„Brause, du Freiheitsfang!“ heißt das Gedebuch der Stadt Breslau (L. Heege, Schweidnitz), in welchem eine stattliche Reihe Gedichte über den deutschen Freiheitskrieg aufgespeichert worden ist. Auch dieses gute Volksbuch verdient, daß es anerkennend erwähnt wird. Von Körner und Kleist bis zu Wildenbruch und Bissauer sind die namhaftesten patriotischen Sänger mit trefflichen Proben vertreten. Das Buch ist erfreulich billig (1,50 M.) und zeigt eine sehr ansprechende Ausstattung.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Kulturgeschichte

Alexander von Gleichen-Rufwurm, „Elegantiae“. Geschichte der vornehmen Welt im klassischen Altertum. XVI und 525 Seiten. Geh. 8,50 M. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

A. von Gleichen-Nußwurm ist bekannt als Verfasser kulturhistorischer Essays, die in weiten Kreisen viel Beifall gefunden haben. Sie besitzen ohne Zweifel manche Vorzüge; es offenbart sich in ihnen ein ausgedehntes Wissen, eine anregende Betrachtungsart, eine oft glänzende Darstellungsgabe. Dieser Vorzüge entbehrt auch sein letztes Werk, die „Elegantiae“, nicht, und es ist sicherlich verdientlich, gegenüber den in anderen Werken meist hervortretenden Schilderungen der Sitten des „Volkes“, den Blick auf die Kulturgeschichte der „Oberen Zehntausend“ allein zu lenken. Ohne Zweifel ist das vorliegende Buch ein Werk großen Fleißes, einer ausgedehnten Belesenheit, eines philosophisch gebildeten Geistes, der sich bemüht, große historische Entwicklungen zu übersehen, zu verstehen und darzustellen. Aber gegenüber dem in Tagesblättern allzu reichlich gespendeten Lob, namentlich gegenüber der durch den „Waschzettel“ dem Leser zugemuteten Beurteilung ist eine unbefangene Kritik wohl am Platze, um einer Irreführung der öffentlichen Meinung vorzubeugen.

Zunächst ist da hervorzuheben, daß die Studien, die der Verfasser getrieben hat, zum Teil etwas oberflächlich gewesen sein müssen. Sonst hätte er die für unsere Kenntnisse auch des antiken Privatlebens so überaus wichtigen Inschriften nicht vernachlässigen dürfen, hätte die bildlichen Darstellungen, Vasen, Gemälde usw., in viel ausgedehnterem Maße benutzen müssen und wäre jedenfalls verpflichtet gewesen, sich mit den hervorragendsten neuen Erscheinungen auf dem Gebiete antiker Kulturgeschichte gründlich bekannt zu machen. Unter den im „Vorwort“ angegebenen Hilfsmitteln vermißt man aber, um nur zwei zu nennen, Eduard Meyers „Geschichte des Altertums“, die doch in ihren kulturhistorischen Zusammenfassungen ausgezeichnetes bietet, und Wilamowitz' „Staat und Gesellschaft der Griechen“.

Wer eine Geschichte der vornehmen Welt im Altertum schreiben will, der hat auch die Pflicht, will er wissenschaftlich ernst genommen werden, ihre Wurzeln aufzudecken, bis zu ihren Quellen vorzudringen: von Gleichen-Nußwurm hat eine Kulturperiode vollkommen vernachlässigt, die gerade ihm, dem Historiker

der vornehmen Welt, besonders viel hätte sagen können, ich meine die kretisch-mykenische. Wenn diese auch nicht durch ihre schriftlichen Denkmäler, die noch nicht zu uns reden, vor Augen tritt, so um so mehr durch die Bildwerke: welche Anregung können allein die Fresken von Knossos und Tiryns dem Forscher der „Elegantiae“ geben! Die jonische Kultur wurzelt ganz in jener, die darum für die Weltkultur von höchster Bedeutung ist. Sodann: so geistreich auch die Entwicklung der vornehmen Gesellschaft gezeichnet ist, so entbehrt die Schilderung doch im ganzen der richtigen historischen Erfassung: es geht nicht an, „die Geselligkeit des gebildeten Altertums in großem monumentalem Zuge zusammengefaßt“ sich „in den Schilderungen Xenophons, Platos, Plutarchs und Lukians“, vorzustellen und diese durch viele Jahrhunderte getrennten Zeiten als Einheit aufzufassen.

In Einzelheiten sei hervorgehoben die auffallend große Menge von Druckfehlern, darunter sehr häßlichen wie: Mysthenes (statt Kleisthenes), Tysander (Tisander), Lice (Lyke), Taliarches (Thaliarches), satyrisch, Mythras, Thimoteus, Sykione (!) (Sithon) u. a. Derartige trübt die Sauberkeit und Eleganz der Sprache fast ebenso wie die auffallenden Versehen: Lampsachia (!) statt Lampsakos, Myonthes (!) statt Myus, Zeus „der gastlich aufgenommen“ (!), „Wert des Geldes“ statt „Respekt vor dem Gelde“, der häufige Gebrauch von „sollte“ im Sinne nicht eines „Müssens“, sondern eines zukünftigen „Tuns“ oder „Geschehens“, Unebenheiten, deren Zahl sich leicht verzehnfachen ließe, wobei noch erwähnt sein mag, daß Homers Sprache altdorisch (!) genannt wird (S. 152).

Von dem homerischen Haus sollte man klarere Vorstellungen erwarten, als der Verfasser sie zu haben scheint, auch von Aspasia eine andere Auffassung verlangen und für Tiberius bei einem Kenner Ferreros eine richtigere Anschauung voraussetzen dürfen.

Solche Dinge dienen dem Buche nicht zum Schmucke, und das ist sehr zu bedauern; denn es verdient sonst wirklich das Interesse aller, die für das Verständnis der Entwicklung der Gesellschaft „vom Opferschmaus zum Gastmahl der Weisen“, unter der Republik und in der römischen Hofgesellschaft bis zu

den Liebesmählern der Christen eine geistreiche Führung wünschen. Ich hoffe daher, daß eine zweite Auflage alle die Mängel tilgt, die dem Werke jetzt noch anhaften.

Im Anschluß an Gleichen-Rußwurm sei kurz genannt ein anderes, das moderne Kultur zu schildern sich bemüht, ein Werk aber, vor dem eindringlich gewarnt sei! Ich meine A. Zacher, „Römisches Volksleben der Gegenwart“ (erschien im selben Verlag wie das oben besprochene). Es enthält zwar eine Menge von Einzelheiten, die mancher nicht weiß und vielleicht gern erfährt — es mangelt ihm aber durchaus an Ordnung und Gründlichkeit der Arbeit, an Sauberkeit

des Stils und oft an Takt und Urteil: wie zahlreich sind die Schiefheiten der Darstellung, wie häßlich z. B. die zahllosen italienischen Ausdrücke im deutschen Text, die ganz in das Register hätten verwiesen werden müssen, wie überflüssig eine Menge Fremdwörter! Wer Gutes, Verständiges, Wertvolles über Rom und Römer lesen will, der wird wissen, daß es — um nur einige zu nennen — neben Goethe Stendhals „Römische Spaziergänge“, F. von Th. Vischers „Briefe aus Italien“, Moltes „Wanderbuch“, Richard Voß' „Du mein Italien!“ gibt, die sich nicht in Krimsfram verlieren, sondern in bedeutender Form Bleibendes gewähren.

Dr. W. Janell in Berlin-Steglitz

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

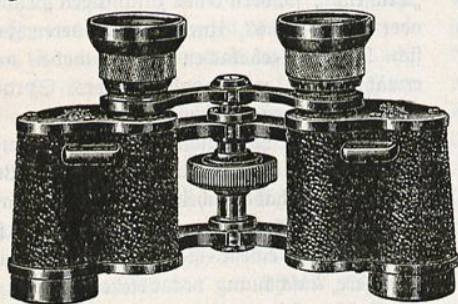
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8830, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dettmerstraße 88/87.

Busch Prismen- Binokel



sind als

erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten
kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800.

Gegründet 1800.